

WO GOTT WOHNTE –
ASPEKTE DER REALITÄT GOTTES
IN PRAKTISCH-THEOLOGISCHER PERSPEKTIVE

Maria Widl

Bei allen nötigen Debatten um Kirchenentwicklung scheint oft in den Hintergrund zu treten, was als das Wesentlichste der Maßstab sein müsste. Bischof Dr. Wanke erinnert regelmäßig daran:

„Der Auftrag der Kirche ist es, Gott zum Vorschein zu bringen, nicht sich selbst“ (Katholische Kirche in Deutschland, 4).

Warum gelingt das heute so schwer? Liegt es nur oder primär daran, dass wir Strukturprobleme haben? Oder weil menschliches Fehlverhalten von Christen allgemein oder von Priestern speziell den Blick auf Anderes lenken? Oder weil die heutige Zeit mit der Realität Gottes nicht mehr rechnen kann oder will?

Vermutlich hat jeder dieser Bereiche seinen Anteil am Problem. Was mich zunehmend beschäftigt ist die Frage, wieweit die Kirche selbst in ihren Strukturmaßnahmen und Entwicklungsdebatten, in ihren Finanz- und Nachwuchsnöten mit Gott als dem Herrn der Kirche tatsächlich rechnet. Wenn alles Strukturelle seine Wurzeln immer im Geistigen, in den Einstellungen und Wahrnehmungsperspektiven, den emotionalen Evidenzen und unausgesprochenen und unreflektierten Vorstellungswelten hat – was ich annehme, dann liegt das Gottesproblem zuerst in und bei uns Gläubigen selbst.

Man kann aus dieser Vermutung moralische Folgerungen ziehen, zu Umkehr und Erneuerung aufrufen oder fundamentalistisch den Teufel in der Kirche am Werk sehen, wie dies gegenwärtig auch geschieht. Das Bistum Erfurt hat sich in seinem Pastoralen Schwerpunkt 2010/11 in den Reichtum des Glaubens vertieft, unter dem Motto: „Mit dem Himmel beschenkt“. – Der Himmel soll die folgenden Überlegungen leiten, wenn auch in einer speziellen Perspektive.

Aus pastoraltheologischem Blickwinkel ist anzunehmen, dass es nicht nur schlechte, sondern auch gute Gründe gibt, dass die Situation so ist, wie sie ist. Die Kirche bedarf ja nicht bloß deshalb immer der Erneuerung, weil sie von sündigen Menschen geprägt ist. Sie braucht sie vor allem deshalb, weil sich verändernde Zeiten, Lebensstile und Kulturgestalten ein jeweiliges aggrona-

mento erfordern, sollen Glaube und Kirche zeitangemessen und damit inkulturiert und dem Geist Gottes geöffnet bleiben, der in jeder Zeit und Kultur weht, um das Christusereignis präsent zu halten.

Das Problem mit dem Himmel – nicht nur eine eschatologische Frage

Die emotionale Evidenz der Realität Gottes war in früheren Zeiten einfachhin gegeben. Gott ließ regnen und die Sonne scheinen, er schickte im Zorn Donner und Blitz und konnte mit Wettersegen gnädig gestimmt werden. Er begegnete alltäglich in Kirchen und an Wegkreuzen, im Rosenkranz und beim Tischgebet, und zumindest sonntäglich im Gottesdienst und an allen maßgeblichen Stationen des Lebens in den Sakramenten. Er war Inhalt der Geschichten, die erzählt wurden, der Bilder, die man sah, und der moralischen Vorschriften, die das Leben regelten. Gott war allgegenwärtig, er sah alles, wusste alles und schickte bei Gelegenheit seine Engel; und er lebte mit seinem reichen Hofstaat im Himmel hinter den Wolken. Im Gericht musste man erwarten, Ihm gegenüber zu stehen.

Die moderne aufgeklärte Rationalität hat sich von diesen kirchlichen Mythen befreit und das Leben mit wissenschaftlichen Bildern und vielen menschlichen Errungenschaften gefüllt. Das Wetter ist als natürliches Phänomen einigermaßen erforscht und zumindest beschreibbar, wenn schon nicht beherrschbar, die Landwirtschaft industrialisiert. Im alltäglichen Lebensvollzug erwachsener Menschen kommen Kirche, Glaube und Gott nicht vor – oft auch bei Christen nicht, außer vielleicht am Sonntag. Die Kinder wachsen mit Fantasiegeschichten und Kommerzutensilien auf; ihre Träume orientieren sich nicht an Gottes Schöpfung und dem Leben derer, die sie heiligmäßig bewohnen, sondern an Menschen, die etwas leisten und sich selbst erfolgreich präsentieren können.

An dieser Stelle kommt kirchlicherseits leicht Kulturpessimismus auf. Die Säkularisierung führe uns ins Verderben und verdamme die Kirche dazu, zu einem „heiligen Rest“ zu schrumpfen – es sei dahingestellt, ob diese „Reste“ dann wirklich „heilig“, vielleicht auch erbärmlich wären? Pastoraltheologisch liegt es näher, noch ein Stück weiter zu denken. Wo verorten Gläubige in dieser Situation Gott und den Himmel? Der Himmel der barocken Altarbilder mit Gott hinter den Wolken ist heute bestenfalls Kindern zugänglich. Und bereits im

Vorschulalter und nach dem ersten Urlaubsflug wissen sie, dass über den Wolken nicht der liebe Gott wohnt, sondern die Sonne scheint.

Es ist eine Errungenschaft der Aufbruchsbewegungen des 20. Jahrhunderts und ihrer Bestätigung im Konzil, dass wir Gott als einen uns nahen, der uns begegnet und uns liebt, neu entdeckt haben. Er wohnt in unseren Herzen, spricht zu und durch uns im persönlichen – und autonomen – Gewissen, ist mitten unter uns, wo wir uns gläubig versammeln. Gott ereignet sich im Beziehungsgeschehen, in der Liebe, vor allem in der Option für die Armen und Marginalisierten. Die Realität und Nähe Gottes ist für Gläubige personal evident.

Diese Evidenz Gottes ereignet sich in einer Innenwelt: der Innenwelt gläubiger Personen und kirchlicher Gemeinden. Was aber, wenn diese mit der säkularen Außenwelt konfrontiert ist? Die Würzburger Synode, in der die (west-)deutsche Kirche das Konzil für sich konkretisierte, spricht in bis heute starken Worten und Bildern von der „Rechenschaft“, die wir von unserer christlichen „Hoffnung“ geben. Sie empfiehlt nicht die großen Worte und Zeugnisse unseres Glaubens, sondern ein Leben in und als Gemeinde, die leuchtet wie die Stadt auf dem Berg, sodass die Menschen nach der Hoffnung fragen, aus der wir leben. – Aber leider fragt uns keiner. Die säkulare Welt, die wir Christen teilen (!), interessiert sich zumindest normalerweise herzlich wenig für unsere Hoffnung, sofern sie eine solche überhaupt erkennen könnte. „Die Gemeinden müssen ausstrahlender werden“, war dafür das erste Rezept, das zu jahrzehntelangen Projekten der Gemeindeentwicklung geführt hat. „Die Kirche krankt an den Versäumnissen, die seit der Konzilszeit nicht eingelöst werden“, sagen zum anderen Kritiker seit mindestens zwei Jahrzehnten und propagieren dies in immer neuen Wellen von Memoranden, Protestaktionen und Von-unten-Initiativen.

Beides kann nötig und hilfreich sein. Aber es geht nicht ans Grundproblem, nämlich die Gottesfrage. Wenn Gott ein personales Ereignis der kirchlichen Innensicht ist: Wie lässt es sich im Außen nach dessen Maßstäben, also vernünftig, argumentieren? Die Lösung hat sich einfach gefunden: Die moderne Kultur basiert auf dem Grundpostulat des Konstruktivismus, wonach der Mensch sich selbst durch sein Planen, Wollen und Tun zu dem macht, was er ist, und die Kultur als seine Schöpfung hervorbringt. Diese „gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit“ (Peter Berger) kann den modernen Glauben umstandslos in ihr Weltbild aufnehmen. Demnach gibt es Menschen, die aus welchen Gründen auch immer, zu schwach sind, das Leben aus eigener Verantwortung zu gestalten und diese Last zu tragen. Sie schaffen sich nach Bedarf ein Gottesbild, das ihnen hilft, wenn die Verantwortung zu schwer wiegt, das

sie tröstet, wenn sie versagen oder leiden, und das eine Kirche braucht, um diesem Konstrukt menschlicher Sehnsucht eine im Außen liegende Evidenz zu verleihen. Das alles ist kulturell gut und erwünscht, weil es Menschen leichter leben lässt, sie zu mildtätigem und moralischem Verhalten anregt und zudem die Bereitschaft fördert, bei allen möglichen gesellschaftlichen Problemen engagiert, integrierend, friedlich und anspruchslos zu agieren.

Was in einer solchen Außensicht das Gute an Glaube und Kirche ausmacht, ist aber für die, die dazu gehören und zugleich die gesellschaftlichen Diskurse mitvollziehen, ziemlich peinlich. Sich zur Kirche zu bekennen bedeutet ja, sich als jemand zu outen, der nicht stark genug für ein eigenverantwortliches Leben ist und zugleich nicht aufgeklärt genug, sich von kirchlichen Mythen zu befreien, um emanzipiert für sich selbst zu stehen. Erzeugt möglicherweise dieser Emanzipationsdruck von außen als Kompensation einen Emanzipationsdruck nach innen?

Die befriedigende Lösung der Kultur (die wir auch selber sind!), schlägt dagegen vor, tolerant zu sein. Jeder Mensch habe schließlich seine schwachen Seiten, die er auf mehr oder weniger irrationale Weise kompensiert. Solange Menschen daher erfolgreich gesellschaftlich agieren, dürfen sie privat gern auch Gartenzwerge sammeln, Seifenopern im Fernsehen schauen, bis zum Umfallen betrunken abfeiern oder eben zur Kirche gehen. – Jede missionarische Perspektive erübrigt sich.

*Wo Gott wohnt –
eine naturwissenschaftlich argumentierende Annäherung*

Wie können wir als Gläubige unter diesen Voraussetzungen eine rationale Argumentation für die Realität Gottes vorbringen, die im Außen von Relevanz ist? Dies ist aus doppeltem Grund notwendig: Einerseits eröffnet sich nur so eine missionarische Perspektive für das Christentum, die einer Volkskirche angemessen ist (statt sich mit Kirche als kultureller Restgröße abzufinden). Andererseits gewinnen Gläubige aus einem solchen Denken wieder das Selbstbewusstsein, einen wichtigen Beitrag zur Kultur nach *deren* Maßstäben zu leisten (und sich nicht bloß als Gegenkultur behaupten zu können oder auf implizites Christsein verwiesen zu sein). Gefragt wäre das, was die klassischen Gottesbeweise leisten konnten: der Aufweis der Vernunft des Glaubens an Gott.

Diese haben heute wegen ihrer philosophischen Argumentationslinie wenig Evidenz, da immer weniger Menschen philosophisch zu denken gelernt haben.

Um unsere Gottesbeweise wieder führen zu können, könnte man in der Kultur die humanistische Bildung offensiv propagieren. Da diese aber allgemein als ziemlich nutzloser Umweg zu den gesellschaftlich wichtigen Bildungsinhalten angesehen wird, hat das wenig Chancen, so sehr man es versuchen sollte. Ein anderer Weg besteht darin, sich als Argumentationsbasis jene Bereiche zu wählen, in denen unsere Kultur agiert. Diese denkt nämlich sehr wohl über sich selbst nach, wenn auch nicht in philosophischen Kategorien: Sie denkt über sich selbst naturwissenschaftlich, psychologisch, ökonomisch, soziologisch, historisch, politisch, kompetitiv. Ließe sich in solchen Kategorien ein zeitgemäßer Gottesbeweis führen?

Das heutige populär erschlossene naturwissenschaftliche Denken eröffnet eine Spur zu einem zeitgemäßen Gottesbeweis. Er soll im Folgenden mit wenigen Strichen gezeichnet werden.

Die Mehrdimensionalität der Welt

Der Mensch erlebt und gestaltet die Welt in fünf Dimensionen. Die drei Dimensionen des materiellen Raumes stehen uneingeschränkt zur Gestaltung offen. Die Zeit als vierte Dimension ermöglicht es uns, das Gestern zu erinnern und das Morgen zu planen. Die fünfte Dimension ist der Geist; sie eröffnet uns durch Imagination den Zugang zu Visionen, Träumen und Fantasien, die nie wirklich waren und es möglicherweise auch nie sein werden. Die sechste Dimension kann als die spirituelle beschrieben werden; sie ist Mystikern zugänglich, blitzt bei vielen Menschen gelegentlich auf, ist dem Menschen aber nie zuhänden.

Die Physik rechnet inzwischen mit deutlich mehr Dimensionen, als uns alltäglich zugänglich sind. Das Atom, einstmals als das „Unteilbare“ erfasst, ist längst als Mikrokosmos mit Bahnen ziehenden Elektronen erschlossen. Auf der Ebene darunter bestimmen Quarks und Strings das Bild. Es ist nicht abschätzbar, wie viele Dimensionen der Wirklichkeit sich als auf diese Weise erforschbar zeigen werden. Damit ergibt sich, dass die Welt naturwissenschaftlich nachweisbar deutlich mehr Dimensionen enthält, als unserer Alltagserfahrung zugänglich sind.

Was sehr wohl unserem Alltagswissen entspricht, ist eine andere Einsicht der Physik: es gibt eine Übergängigkeit zwischen Materie und Energie. Jeder

der ein Grillfeuer entzündet, kann sich davon überzeugen. Ebenfalls entspricht es unserer alltäglichen Erfahrung, dass es eine Übergängigkeit von physikalischer und lebendiger Energie gibt: Wir müssen essen, um Kraft zu haben. Auch sprechen wir von geistiger Energie. Wir erfahren demnach auch eine Übergängigkeit von Materie und Geist.

Wo Gott wohnt

Nimmt man all diese Beobachtungen zusammen, so ist es dem naturwissenschaftlich denkenden Menschen gut vorstellbar, dass der Himmel eine andere, höhere Dimension unserer Wirklichkeit darstellt. Denkt man dies mit der traditionellen Theologie zusammen, erscheint real möglich, was lange Zeit nur als Mythos gedacht werden konnte. Der Himmel befindet sich in den höheren Dimensionen der Welt. In ihm ist Gott real, und daher ist Er nicht nur eine virtuelle Größe im Inneren der Kirche. Wir glauben Gott als den Schöpfer des Himmels und der Erde; der Himmel ist ein geschaffener Ort. Er kann problemlos gestufte Sphären haben, in denen jene Engel und Gewalten herrschen, von denen die Tradition noch wusste.

Wunder sind unter diesen Voraussetzungen naturwissenschaftlich vernünftig zu denken. Denn aus einer höheren Dimension kann umstandslos und ohne deren Kalkül auf eine niedere zugegriffen werden. Werden etwa Ameisen als zweidimensional vorgestellt, so ist einsichtig: Wenn ein Wanderer mit seinem Stiefel unvermittelt auf sie tritt, stellt er, aus einer höheren Dimension kommend, ein völlig unvorhersehbares Ereignis dar, dem die Ameise nicht entkommen und das sie nicht beeinflussen kann. Eine höhere Dimension kann unvermittelt auf eine niedere zugreifen, ohne dass das umgekehrt auch gelten würde. Ein solches Ereignis muss als Wunder wahrgenommen werden, obwohl es sich vollständig im Rahmen der Naturgesetze bewegt.

Das Problem mit der Schöpfung

Ein solches Verständnis der Violdimensionalität der Welt, der dem alten Begriff der „Meta-Physik“ eine naturwissenschaftliche Bedeutung gibt, kann jedem Kind begreiflich gemacht werden, das das Science-Fiktion-Alter erreicht hat. Die argumentative Schwachstelle für unsere Kultur liegt in der Annahme, dass die Welt Ergebnis einer Schöpfung ist. Die heutige säkulare Kultur geht

hingegen in verschiedenen Perspektiven von anderen Annahmen aus, die, in sehr wenigen Strichen gezeichnet, wären:

Evolutionismus / Biologismus: Die Welt entwickelt sich „von unten nach oben“ durch Mutation und Selektion; sie verdankt sich dem Spiel von Zufall und Erfolg. Der Mensch ist Produkt der Evolution; auch seine Empfindungen und sein Geist sind auf chemische / hormonelle Prozesse und elektromagnetische / nervliche Impulse zurück zu führen. Freiheit ist eine Fiktion.

Konstruktivismus: Der Mensch erschafft sich und seine Welt selbst. Daher sieht jeder Mensch die Dinge auf seine eigene Weise und deutet sie im Horizont seiner eigenen Erfahrungen. Wirklichkeit ist nichts als soziale / gesellschaftliche Konvention.

Materialismus / Realismus: Die exakte Wissenschaft rekonstruiert menschliche Konstrukte und erforscht natürliche Wirkmechanismen. Es gibt nichts anderes als diese. Mythos und Religion entspringen der psychologisch verständlichen Sehnsucht des schwachen Menschen, sich der Verantwortung der Selbstkonstruktion durch den Verweis auf höhere Mächte zu entziehen. Wer stark ist, kann die bittere Wahrheit ertragen, dass jeder seines eigenen Glückes und Unglückes Schmied ist.

Fortschrittsmythos: Um angesichts dieser Konstellationen des Lebens erfolgreich zu sein, muss der Mensch seine Herkunft studieren (evolutionsbiologische und historische Forschung, Museen als Kulturträger) und darauf weiter aufbauen. Wir hätten es trotz mancher Rückschläge schon weit gebracht und dürften uns nicht darin beirren lassen, voran zu schreiten. Religion und Fortschrittskritik seien daher zu unterbinden, um alle Kräfte in unsere Weiterentwicklung zu stecken. Alle Natürlichkeit sei kulturell bis zur Unwirksamkeit zu überformen; angesichts der Barbarei des Natürlichen (Krankheit, Schicksal, Tod) sei das Heil des kulturellen Fortschritts (Medizin, Technik, Chemie) in all seiner Herrlichkeit sichtbar zu machen.

Diese Argumentationskette kann, wenn überhaupt, am ehesten durch ein argumentum ad hominem ausgehebelt werden; schon der Hausverstand weiß: „Aus nichts wird nichts“. Es gibt in unserer Erfahrungswelt nichts, das darauf hindeutet, dass aus nichts irgendetwas würde, wenn dem nicht der Geist voraus geht. Wenn jedoch jemand eine gute Idee hat, kann er unter Umständen aus sehr wenig sehr viel machen. Es gibt in unserer Erfahrung auch nichts, was darauf hindeutet, dass sich Leben „von selbst“ entwickelt. Kaffeemaschinen machen Kaffee, weil sie dazu gebaut sind. Und irgendwann gehen sie kaputt und machen keinen Kaffee mehr. Sie kommen aber nie auf die Idee, vorher kleine Kaffeemaschinen hervor zu bringen. Leben erklärt sich nicht durch

„Evolution von unten“, sofern dieser nicht ein Geist voran geht, der das alles klug erdacht und in die Spur gesetzt hat. Nach aller – auch wissenschaftlichen – Erfahrung, die wir Menschen haben, ist es weit vernünftiger, an einen Schöpfergeist zu glauben als an eine sich selbst konstruierende Welt. Genau diesen Weg sind zu jeder Zeit die bedeutendsten Naturwissenschaftler gegangen.

Aus der vernünftigen Einsicht, dass alles für einen Schöpfergeist spricht, lässt sich aber genau nicht folgern, wer oder wie dieser sei. Genau dies können Geschöpfe nur wissen, wenn Er sich ihnen auf eine Ihm und ihnen angemessene Weise offenbart. Von diesen Offenbarungen zeugen und diese tradieren die Religionen. *Welche* Religion ein Mensch haben soll, eröffnet sich daraus nicht. *Dass* Menschen jedoch religiös sind, ist das allein Vernünftige, erschließen die Religionen doch die Weise, wie von Gott her das Leben in der Welt gedacht ist, sodass es glückt.

Dagegen wird der moderne Mensch geneigt sein einzuwenden, dass – wenn denn alles so sei – der Mensch vermittle seines Gewissens, seiner Intuition, seines „Bauchgefühls“, schon wisse, was zu tun sei; dazu brauche man keine Religion. Dagegen könnte eingewendet werden, dass es gerade das moderne Denken ist, das erkannt hat, dass gute Leistungen nur über Bildung zustande kommen; und dass es des Teamworks und der Expertenhilfe bedarf, um gute Problemlösungen herbeizuführen. Der einzelne für sich allein bringt nie besonders viel zustande; gerade die Klugen und Tüchtigen nützen jede Möglichkeit, vom Wissen anderer zu profitieren. Ein Machtanspruch irgendeiner Kirche über die Menschen ergibt sich daraus nicht.

Theologische Rahmenbedingungen

Das hier beschriebene Denken steht theologisch betrachtet in der Gefahr, eine Pluralistische Theologie zu befördern, der gemäß jede Religion ein gleichwertiger, kulturbedingter Weg des Gottesgeistes sei. Es ist aber ebenso offen für einen Inklusivismus, der auf der Spur Karl Rahners und des Konzils annimmt, dass sich in allen Religionen Wahres findet, weil sie – wenn auch u.U. auf implizite Weise – auf Jesus Christus als das Alpha und Omega der Schöpfung, als den Erlöser und Geistmittler, hingeordnet sind.

Die Plausibilität eines dreifaltigen Gottes erschließt sich in der beschriebenen Spur ebenfalls dem einfachen Denken. Ganz kurz gefasst: Gott erschafft die Welt auf eine Weise, dass sie letztlich den Menschen als Bild Gottes hervorbringen kann, er begleitet jeden der Entwicklungsschritte, ist der Vater jedes

einzelnen Menschen, egal ob gläubig oder ungläubig oder in welcher Religion glaubend. Er hat zu jedem Menschen eine Beziehung und hält ihn täglich neu im Leben, solange es gut ist. Er gibt der Welt eine Ordnung, die dem Menschen entspricht, wenngleich dieser immer in der Versuchung steht, selbst eine Ordnung bestimmen zu wollen. Das liegt darin begründet, weil der Mensch einerseits die Sehnsucht danach hat, selbst Gott zu sein (die in ihn als dessen Ebenbild hinein gelegt ist). Zugleich ist das für den Menschen aber ein viel zu hoher Anspruch und eine maßlose Überforderung, der der Mensch durch bequeme Lösungswege entkommen möchte. Das verführt ihn dazu, auf Kosten anderer zu leben. An die Stelle des Gesetzes Gottes, zu lieben und sich beschenken zu lassen, tritt die Logik der Sünde: sich etwas zu leisten, um es gut zu haben; notfalls (leider regelfalls) auf Kosten anderer.

Nun kann der Mensch gegenüber Gott ins Treffen führen, dass ihn heillos überfordert, was Gott für ihn vorgesehen hat – als Gott hätte man schließlich leicht reden und wüsste nicht, was man als Mensch damit für Probleme hat. Diesem Argument kommt Gott zuvor, indem er selbst Mensch wird, hineingestellt in eine lange Tradition des jüdischen Volkes, das lernen konnte, Ihn zu erwarten. Jesus Christus ist ganz Mensch, außer der Sünde; er zeigt also, wie man als Mensch gottgemäß leben kann. Er zeigt auch, dass dieser Weg ans Kreuz führt, dass menschliche Selbstherrlichkeit sich über die Gesetze Gottes stellen und sogar kurzfristig siegreich sein kann. Jesus Christus geht durch alle Höllen, die Menschen einander bereiten können. Doch innerhalb weniger Tage, also in einer dem Menschen leicht zugänglichen Zeitspanne, zeigt sich Gott als siegreich über alle Tode.

Das müssen Menschen erst einmal verkraften können. Jesus Christus kehrt nach der Auferstehung und einer kurzen Zeit mit den Jüngern in den Himmel zurück; es wäre un-menschlich, wollte er als Mensch ewig leben. Dennoch verlässt er die Jünger nicht, sondern hinterlässt Seinen Geist. Dieser Geist war schon die Grundidee der Schöpfung und ist als Geist des Menschensohnes der Begleiter derer, die in seine Nachfolge gerufen sind. Das hat zusätzlich den Vorteil, dass diese hilfreiche Wegbegleitung des Lebens für alle Menschen in allen Kulturen gleichzeitig zur Verfügung stehen kann, also nicht auf einen engen Jüngerkreis beschränkt ist. Die Kirche ist jene Gemeinschaft, die aus diesem Geist erwächst. Sie führt die Menschen zusammen, die aus ihm leben, stärkt sie durch die Sakramente für den Alltag und macht sie frei, die Welt nach den Gesetzen Gottes zu gestalten. Der Himmel, die Welt Gottes, bleibt ihnen alltäglich unmittelbar.

Es drängt sich auf, bei solchen Überlegungen die klassische Naturrechtslehre in den Blick zu nehmen. Obwohl in der modernen Theologie vernachlässigt oder geächtet, legt sie sich vom Prinzip her in der erschlossenen Argumentation als logisch nahe. Allerdings ist sie nur soweit als zeitgemäß anzusehen, als sie fähig und bereit ist, das heutige naturwissenschaftliche, psychologische, ökonomische, soziologische, historische, politische und kompetitive Wissen der Kultur in sich aufzunehmen und es theologisch zu ordnen und auszugestalten. Dies bedeutet eine deutliche Weiterentwicklung gegenüber der Ansicht, die „Welt“ wisse etwas über das Funktionieren, die Kirche etwas über den Sinn der Dinge. Im Funktionieren erschließt sich immer der Sinn und dieser erweist sich erst in der Funktion. Jene drängenden Fragen der Pastoral, die uns heute so viel Ärger bereiten, zumal rund um das Thema der Geschlechtlichkeit (incl. der Gender-Frage), könnten auf diesem Weg endlich *theologisch* angegangen werden – ein Gebot der Stunde, dessen Verweigerung (aus Bequemlichkeit, also sündhaft?) eine der, wenn nicht *die* zentrale Frage struktureller Kirchenentwicklung ist.